

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 18

Sonntag, den 2. Mai

1915

Schloß Lorriand.

Roman von Matthias Biank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Um die gleiche Zeit wollte also die Köchin eine ähnliche Begegnung gehabt haben; und nach deren Angaben war dies an der gleichen Stelle geschehen, wo auch Martha Rothenau die gleiche Erscheinung gesehen haben wollte.

Wie war das zu erklären?

Konnte die Köchin von der gleichen Sinnestäuschung betrogen worden sein? Seltsam genug war das Zusammenreffen.

Aber konnte es dafür nicht auch eine ganz natürliche Erklärung geben?

Martha Rothenau hatte wieder das Bild aufgesucht. Und das war wirklich nur ein Bild, wenn auch die scharfgeschnittenen Züge von lebender Darstellungskraft getroffen waren. Diese Erscheinung konnte unmöglich den Rahmen verlassen haben.

Lange sah sie das Bild an; aber der Ausdruck des Gesichtes war immer der gleiche, ebenso der dunkle, starrende Blick.

Nein! Es war lächerlich, über etwas nachzugrübeln, was eben nicht möglich war; ein Bild konnte nicht plötzlich zum Leben erstehen. Und auf dem Schlosse Lorriand gab es sonst niemanden, der auch ein bartloses Gesicht und die schneeig weißen Haare besessen hätte.

Der Alte! Marcel de Mélandre! Aber der war doch gelähmt, mußte immer in seinem Stuhle gefahren werden, konnte also ebenso unmöglich wie das gemalte Bild durch den Korridor gegangen sein. Welchen Zweck sollten auch diese geheimnisvollen Gänge haben? Wohin hätte ein Lebender so plötzlich verschwinden können?

Und woher war der Lichtschein auf dem Korridor gekommen?

Wie aus einer offen stehenden Türe! So hatte es die Köchin in ihrer Geschichte erklärt.

Martha Rothenau war entschlossen, sich davon zu überzeugen, welche Zimmer noch auf dem gleichen Korridor lagen.

Daß gerade ihr Schlafraum ein solches Fenster nach dem Korridor hatte, erschien ihr nicht mehr so sehr auffallend, da sie ein ähnliches noch einmal vorgefunden hatte, unten im Erdgeschos; es war dies im Zimmer des alten Marcel de Mélandre gewesen.

Sie konnte sich deshalb den Zweck jenes Fensters auch nicht erklären, wenn es nicht deshalb angebracht worden war, um

immer von diesen beiden Zimmern aus den Korridor überwachen zu können. Wenigstens hatte sie selbst nur dadurch die unerklärliche Erscheinung gesehen, d. h. wenn sie nicht doch nur geträumt hatte!

Aber die Köchin?

Martha Rothenau erkannte, daß sie durch dieses Grübeln einer Lösung nicht näherkommen konnte.

Mit Helene de Mélandre hatte sie nicht mehr darüber sprechen wollen, auch nicht mit Raoul de Mélandre, da beide ziemlich bestimmt zu erkennen gegeben hatten, daß sie an eine Erscheinung des angeblichen Marquis mit dem Mantel nicht glaubten.

Und Martha Rothenau selbst? War sie überzeugt, daß jene Gestalt außerhalb des Rahmens gewesen war? Eine solche Möglichkeit widersprach jeder Vernunft! Also fort! Sie hatte geträumt, und die Köchin war erschreckt worden, weil sie von der geheimnisvollen Erscheinung so viel schon gehört hatte.

Fertig!

Trotzdem überzeugte sich Martha Rothenau doch noch, welche Zimmer in der Nähe ihres Schlafgemachs lagen; da grenzte rechts die Bibliothek an, dann ein Lesezimmer und ein Spielzimmer. Links befand sich nur ein weiteres kleines Fremdenzimmer. Aber in keinem dieser Räume konnte sich in der Nacht jemand aufgehalten haben.

Also ein Irrtum, der eben zwei in ungefähr gleicher Zeit genarrt hatte.

Das war nach reiflichem Überlegen Martha Rothenaus Urteil geworden.

Um sich zu zerstreuen, war sie dann nach dem Garten gegangen, wo die verschiedenen Blumenbeete eine sorgsame Pflege verrieten. Besonders die Rosen schienen auf Lorriand beliebt zu sein; da waren die dunkle Madame Viktor Verdier, die große La France, die weiße Kaiserin Augusta Viktoria, die reiche Crimsan Rambler vertreten.

Martha Rothenau liebte selbst die Rosen, so daß sie lange bei diesen Blumenbeeten verweilen konnte; am herrlichsten von allen blühten die Gloire de Dijon.

So sehr waren ihre Gedanken jetzt nur mit den Rosen beschäftigt, daß sie auf langsam näherkommende Schritte gar nicht geachtet hatte, bis sie dicht in ihrer Nähe eine fremde Stimme hörte, die nur ihr selbst gelten konnte:

„Ich kann mich doch nicht irren? Fräulein Rothenau, der Gast auf dem Schlosse Lorriand?“

Erstaunt hatte Martha zurückgeblickt und sah sich einem Fremden gegenüber, einer mittelgroßen Gestalt mit bartlosem, knochigem



Ein Übungsmarsch bei klingendem Spiel an den Ufern der Aisne.

die etwas fahrigere Gaitfarbe ihnen den schattlichen Lurus erkennen, ebenso auch die wackelnden Badentnoten. Der Fremde mochte etwa dreißigjährig sein und beherrschte die deutsche Sprache vollkommen, wenn auch mit dem Anflange an das Französische.

Martha Nothenau nickte:

"Allerdings!"

"So haben Sie aber sehr rasch den Weg zu Ihren Schwestern gefunden, von denen Sie die schönste sind."

Martha Nothenau hörte nicht auf die Schmeichelei; sie liebte auch keine solchen Redensarten; kühl abweisend klang ihre Entgegnung:

"Ich kenne Sie nicht."

"Ich gehöre zu den Freunden auf Lorriand. Mein Name ist Paul Renardier. Ich wollte Raoul besuchen. Als ich Sie dann im Garten gesehen hatte, da wußte ich, daß Sie nur Fräulein Nothenau sein konnten, von dem mir mein Freund schon so manches zu erzählen wußte."

"Aber Herr de Mélandre hat mich doch selbst noch nicht gekannt."

"Und wußte doch genug. Nun kommt erst die Rose nach Lorriand, so hatte er gesagt. Und er hat die Wahrheit gesprochen."

Eine flüchtige Röte färbte Martha Nothenaus Wangen.

"Sie werden auf Lorriand erwartet werden!"

Diese Abweisung war deutlich genug; aber um die dünnen Lippen von Paul Renardier spielte ein Lächeln:

"Auch so stolz! So sind die deutschen Frauen! Ist es denn so schwer, die Wahrheit zu ertragen, die doch nur die verdienstlose Guldigung ist? Oder ist es so sündhaft, wenn die Augen das Schöne suchen und wenn der Mund dann die Wahrheit verrät?"

"Ich will das nicht hören!"

Und dann schlug sie selbst den Weg zum Schlosse ein; sie konnte es dabei nicht hindern, daß Renardier ihr Begleiter blieb. Aber sie achtete nicht auf seine Redensarten und gab auch keine Antwort.

Im Vestibül des alten Schlosses, in dem zwischen südländischen Blattpflanzen ein kleiner Springbrunnen plätscherte, verabschiedete sich dieser Fremde mit einem sehr höflichen Grusse:

"Ich danke Ihnen in aller Bescheidenheit, daß Sie meine Gesellschaft wenigstens erduldeten."

"Sie haben zum Danke keine Veranlassung. Ich bin hier nur ein Gast."

"Sie verstehen, gut zu antworten. Wären Sie mehr als ein Gast, dann —"

Da unterbrach ihn Martha Nothenau:

"Dann würden Sie zu mir anders gesprochen haben."

Sie nickte und entfernte sich ziemlich rasch.

Paul Renardier war stehen geblieben, und seine schwarzen Augen folgten ihrer zierlichen, schlanken Gestalt; dann murmelte er: "Stolz! Ja! Wie alle Deutschen! Aber einmal wird doch ein Tag der Abrechnung kommen. Dann wird auch dein Stolz zusammenbrechen, schönste der Rosen! Schon ist ein drohendes Gewitter im Anzuge, von dem ich Raoul erzählen muß."

Dann ging auch er rasch seines Weges.



Das Kreuz von Saarburg.

Auf der Straße von Saarburg nach Bruderdorf wurde ein Kreuz aus Granat getroffen; das Geschloß zerbrach das Kreuz, während die Christusfigur unverletzt blieb.

es denkt. Nach Lorriand kommen selten Besucher."

"Helene!"

"Was willst du?"

"Du, bist du denn hier glücklich? Gestern schon fühlte ich manchmal eine etwas drückende Stimmung, eine Spannung zwischen deinem Gatten und dir, etwas fremdes, einen Schatten, der dadurch nicht vertrieben wurde, daß sich dein Gatte zu einer lauten Liebenswürdigkeit zwang. Ich hatte am ersten Tage noch nicht den Mut zu einer solchen Frage. Aber nun darfst du mir darüber nicht zürnen, da ich dir doch die beste Freundin sein möchte. Hast du dein Glück gefunden?"

Aber Helene de Mélandre wich dem forschenden Blicke aus; ihre Augen glitten immer noch über die fernen Hügelketten, als sie mit gewaltsam erzwungener Ruhe antwortete:

"Glück! Wir Frauen träumen immer von einem höchsten Ideal. Das gibt es nirgends."

Ein Ausweichen war es. Das hatte Martha Nothenau gefühlt. "Nicht darum handelt es sich. Das weiß ich, daß Mädchen"

In diesem Zimmer hatte Martha Nothenau die Freundin gefunden, die eben eine Handarbeit auf dem Schoße liegen hatte, während die Augen träumerisch in die Ferne geschweift waren. "Ein Elsässer, ein Freund Raouls. Warum fragst du? Wer hat dir diesen Namen gesagt?" "Er selbst! Er hat mich im Garten angesprochen. Was ist er? Wo wohnt er?"

Helene de Mélandre sah etwas erstaunt auf ihre Nichte, in der sie eigentlich nur eine geliebte Freundin sah:

"Du fragst so viel und dabei scheinst du noch erregt zu sein."

"Mir gefällt er nicht. Ich weiß nicht, ob ich nicht durch Außerlichkeiten getäuscht wurde. Aber ich könnte einem solchen Freunde"

nie trauen. Ich würde ihn auch für einen Vollblutfranzosen gehalten haben."

"Er ist ein Elsässer und lebt wie wir ebenfalls auf einem kleinen Gute."

"Jenseits der Grenze?"

"Ja, schon auf französischem Boden."

"Und er ist wohl ein häufiger Besucher auf Lorriand?"

"Er ist Raouls Freund."

"Und du? Wie stehst du zu ihm?"

"Mir ist er gleichgültig. Ich kümmere mich wenig darum, was unter den Männern gesprochen wird."

"Aber wenn Herr Renardier jetzt auf französischem Boden lebt, dann ist er wohl längst auch Franzose geworden."

"Er nennt sich immer einen Elsässer."

Einige Zeit war es still. Helene de Mélandre ließ die Augen wieder in die Ferne ziehen, als wollte sie einem Blick der Freundin ausweichen.

Aber Martha Nothenau hatte, trotzdem sie erst am zweiten Tage auf Lorriand war, doch schon zu viel beobachtet.

Und sie sagte darauf: "Mir scheint es, als herrschte hier eine Stimmung, die auch deinem Empfinden fremd sein mußte. Verkehren auf Lorriand auch Deutsche?"

"Renardier ist doch als Elsässer ein Deutscher."

"Nein, der nicht! Er mag sich einen Deutschen nennen, vielleicht aus Gründen, die ich nicht wissen kann. Aber sein Wesen hat mit der deutschen Art nichts gemeinsam. Wer verkehrt hier noch?"

"Eigentlich niemand, wenigstens nicht so, wie du"

träume überall nach vernünftigen Wünschen suchen mochten. Mein. Ich habe vom Leben bereits allzuviel gelernt. Du verheißt mich auch! „Ain du glücklich?“
 Da erhob sich Helene de Mélandre; dabei stützte sich ihre rechte Hand schwer auf die Lehne des Stuhles.
 „Ich wüßte keine Klage. Wenn ich irgendwelchen Wunsch hege, so kann ich ihn mir erfüllen, denn der Reichthum hier auf Schloß Lorriand erlaubt es mir. Es wird bereits Zeit sein, zum Diner zu kommen.“
 Wieder ein Ausweichen; Martha Rothenau mußte das ja fühlen:

„Ist der Reichthum das Glück?“
 „Du siehst Gespenster, Martha.“
 Gespenster! Martha Rothenau dachte daran, daß sie sich in der Nacht geirrt haben mochte, als sie den Marquis im Mantel außerhalb des Rahmens seines Bildes gesehen zu haben glaubte. Dieses Gespenst war wohl eine Phantasie gewesen. Aber ein anderes Gespenst spukte noch auf dem Schlosse, und über dieses irrte sich Martha Rothenau nicht.

Ein Schatten stand zwischen den Gatten, zwischen Helene und Raoul de Mélandre. Diesen hatte Martha Rothenau erkannt, auch wenn die Freundin nichts verraten wollte.

„Ich frage nicht aus Neugierde.“
 „Ich weiß es. Und damit du zufrieden bist, will ich dir zugestehen, daß es hier wohl manchmal einsam ist, und daß ich deshalb froh bin, wenn ich mit dir plaudern kann. Das ist alles. Nun aber komm!“

Jetzt fragte Martha Rothenau nicht mehr. Sie konnte ja nicht mehr erzwingen, wenn Helene de Mélandre durchaus schweigen wollte.

Aber war es nur das Gefühl der Vereinsamung allein, das Helene bedrückte?

Martha Rothenau glaubte nicht daran. Ja, es gab auf dem Schlosse Lorriand ein Gespenst, wenn dieses auch nicht der Marquis mit dem Mantel war.

Im Speisesaal, der für die wenigen Menschen zu groß war, befanden sich schon Raoul de Mélandre und Paul Renardier. Auch der Gelähmte Marcel de Mélandre war bereits an den Tisch herangefahren worden.

Paul Renardier war zuerst Helene de Mélandre entgegengegangen und führte deren Hand an seine Lippen; als er Martha Rothenau dann in der gleichen Weise begrüßen wollte, entzog ihm diese rasch ihre Hand. Er lächelte etwas, ohne eine Bemerkung darüber zu machen.

Raoul de Mélandre war von der gewohnten Liebenswürdigkeit, die er auch gegen seine Frau zeigte, wenn auch eine kühle Formlichkeit fühlbar war. Zu Martha Rothenau sagte er:

„Sie haben Herrn Renardier bereits kennen gelernt, wie er mir erzählte.“

„Ja!“
 „Dann kann ich mir eine umständliche Vorstellung ersparen. Da er bei uns öfters als Gast erscheint, werden Sie ihn auch noch näher kennen lernen. Heute brachte er uns wieder sehr interessante Mitteilungen, die vielleicht bald bedeutende Änderungen bringen werden.“

„Wahrscheinlich auch auf der Weltkarte, die gründlich umgearbeitet werden wird,“ fügte Paul Renardier hinzu.

„Also Krieg mit Serbien?“ fragte Martha Rothenau sofort.

„Ja!“
 Und als alle dann am Tische Platz genommen hatten, erklärte Paul Renardier, während ein Diener servierte:

„Natürlich wird es Rußland nicht dulden können, daß Österreich mit seiner Übermacht Serbien verschlingen wird.“

„So glauben Sie, daß Rußland wirklich den Beschützer dieses Volkes machen will, das den Königsmord nicht nur geduldet, sondern auch belohnt hat, das den Erzherzog-Thronfolger ermorden ließ und auch noch dessen schuldlose Gattin, die nur die beste Mutter gewesen war?“

„Das ist nicht wahr. Österreich hat ausdrücklich erklärt, daß es nicht an territorialen Gewinn denke.“

„Kah! Es hat Bosnien gestohlen wie Deutschland die französischen Länder Elsaß und Lothringen geraubt hat.“
 „Das sagen Sie, der Sie selbst ein Deutscher sind? Waren jene Landesteile einst nicht deutsch? Waren sie nicht zuerst von Frankreich entrissen worden? Das ist Elsaß-Lothringens Geschichte. Und nun hat Deutschland diese beiden in dreißig Friedensjahren reich gemacht. Nur deshalb will Frankreich Elsaß und Lothringen zurück, weil dort deutsche Reichthümer gesammelt wurden.“

In einem solchen Eifer hatte Martha Rothenau gesprochen, daß ihre Wangen glühten; so sehr wurzelte in ihr das Deutschtum, daß sie in diesem Augenblick nicht hatte schweigen können.

Da hob auch der alte de Mélandre den Kopf; dabei war in seinen Augen ein flackerndes Feuer:

„Französische Kultur blühte. Und gegen den Willen des Volkes waren eben jene Landesteile von dem deutschen Machtworte unterjocht worden, die vorher noch ihr Blut für Frankreich vergossen hatten. Ich war ein Franzose und bleibe es in meinem Herzen. Ich habe ja dafür gekämpft.“

Die Hände des Gelähmten zitterten in der Erregung.

Aber auch ihm wußte Martha Rothenau zu antworten:

„Ich achte in Ihnen diese Ehrlichkeit. Ich verstehe Sie! Da Sie aus Überzeugung in jenem großen Kriege mitgekämpft hatten, so konnten Sie an diese neue deutsche Kultur nicht glauben. Aber diese vier Jahrzehnte geschaut und die Wohltaten gefühlt hatten! Sie gestanden nach Ihrer Überzeugung! Aber kann sich jemand einen Deutschen nennen, der im Stillen den Sieg Frankreichs wünscht?“

„Sie sind schön in dieser Entrüstung, gnädiges Fräulein,“ unterbrach sie Paul Renardier.

„Schön? Das weiß ich nicht! Ich glaube aber, daß ich daran nicht denken könnte, wenn ich eine gerechte Sache verteidigen müßte.“

„Was soll ich verteidigen?“

„Sie haben mich verstanden!“

„Gewiß! So sollen Sie auch die Wahrheit hören. Elsaß: bin ich, deutscher muß ich sein.“

„Das ist eins geworden, Elsaß und Deutschland, Lothringen und Deutschland. Eine so lange Friedensarbeit, die selbst Blinden geoffenbart haben muß, wie Deutschland den beiden nur eine blühende Zukunft schaffen will, hat alle zusammenschweißte.“

„So reden Frauen, die auch in der Politik statt mit dem Verstande mit dem Gefühl urteilen möchten.“

Paul Renardier hatte das geantwortet.

Ihm entgegnete Helene de Mélandre:

„Nun hörtest du es selbst! Wir Frauen verstehen davon nichts.“

„Ich kenne nur zwei große Aufgaben für Frauen: Schön zu sein und geliebt zu werden.“

Auf diese Entgegnung Renardiers erwiderte ihm Martha Rothenau:

„Nein, das allein wird einer deutschen Frau nie genügen. Nur Zierpuppe sein, dazu mag Paris die Frauen bestimmen, denn französische Kultur ist nur Paris Kultur, oder — Verfall. Die deutschen Frauen kennen noch andere, höhere Aufgaben.“

„Politik zu treiben?“

„Höhnend klang diese Bemerkung.“

„Nein! Deutsche Jugend zu erziehen in deutschem Sinne, Wahrheit und Ehrlichkeit zu lehren —“

Martha Rothenau fühlte, wie die Hand von Helene de Mélandre die ihre drückte; das war eine stumme Zustimmung.

„Warum denn nicht die Ehrlichkeit, Gestohlenes zurückzugeben?“



Dom westlichen Kriegsschauplatz: In eine Anhöhe hineingebaute Erdwohnungen deutscher Soldaten.

Sie auch die Wahrheit hören. Elsaß: bin ich, deutscher muß ich sein.“
 „Das ist eins geworden, Elsaß und Deutschland, Lothringen und Deutschland. Eine so lange Friedensarbeit, die selbst Blinden geoffenbart haben muß, wie Deutschland den beiden nur eine blühende Zukunft schaffen will, hat alle zusammenschweißte.“
 „So reden Frauen, die auch in der Politik statt mit dem Verstande mit dem Gefühl urteilen möchten.“
 Paul Renardier hatte das geantwortet.
 Ihm entgegnete Helene de Mélandre:
 „Nun hörtest du es selbst! Wir Frauen verstehen davon nichts.“
 „Ich kenne nur zwei große Aufgaben für Frauen: Schön zu sein und geliebt zu werden.“
 Auf diese Entgegnung Renardiers erwiderte ihm Martha Rothenau:
 „Nein, das allein wird einer deutschen Frau nie genügen. Nur Zierpuppe sein, dazu mag Paris die Frauen bestimmen, denn französische Kultur ist nur Paris Kultur, oder — Verfall. Die deutschen Frauen kennen noch andere, höhere Aufgaben.“
 „Politik zu treiben?“
 „Höhnend klang diese Bemerkung.“
 „Nein! Deutsche Jugend zu erziehen in deutschem Sinne, Wahrheit und Ehrlichkeit zu lehren —“
 Martha Rothenau fühlte, wie die Hand von Helene de Mélandre die ihre drückte; das war eine stumme Zustimmung.
 „Warum denn nicht die Ehrlichkeit, Gestohlenes zurückzugeben?“

„Wie blutig. Von solchen Lippen möchte man sich fast betören lassen.“

Nur Paul Renardier war es immer wieder, der geantwortet hatte. Martha fuhr fort:

„Mir ist meine Überzeugung zu ernst, um tändelnde Redensarten zu gebrauchen. Wenn Rußland es wagen sollte, einen Akt der Gerechtigkeit an dem Volke der Königsmörder zu verhindern, dann dürfen Sie davon überzeugt sein, daß Deutschland seine Treue an Österreich in der Stunde der schwersten Not beweisen wird. Deutschland wird an Österreichs Seite treten.“

Als Martha Rothenau diese Antwort gegeben hatte, da war es, als leuchtete ein dunkles Feuer in den Augen von Paul Renardier auf:

„Dann werden Frankreich und England zu Rußland stehen. Wissen Sie, was dann kommen wird? Der Weltkrieg!“

„Dafür, daß Österreich für den Mord des Thronfolgers Sühne forderte?“

„Deutschland wird von drei Seiten angegriffen werden, Rußland wird von seiner gewaltigen Heeresmasse die deutsche Armee im Osten erdrücken, Frankreich wird in Deutschland eindringen und England wird für Deutschland alle Meere absperren. Das wird sein!“

„Nein, Deutschland wird sich seiner Größe bewußt werden, alle Opfer werden gebracht werden in einer einzigen nationalen Erhebung, und alle Feinde werden erschrecken, wie stark dieses einige Volk ist. So werden alle Deutschen fühlen, wenn auch alle hoffen, daß unser Kaiser den Frieden noch wird wahren können.“

„Nein! Frankreich will seine Kinder zurück!“

„Wer das sagt und sich einen Deutschen nennt, ist ein Verräter. Für einen solchen dürfte auf deutschem Boden kein Raum mehr sein.“

Zum ersten Male sprach nun auch Raoul de Mélandre:

„Hier werden nur Meinungen ausgesprochen. Und ein freies Wort kommt jedem zu. Die Ereignisse selbst werden wir alle nicht beeinflussen können. Es wird geschehen, was dem Schicksal gerecht erscheint.“

„Gerecht! Ja, das waltete Gott!“

„Einverstanden! Damit aber wollen wir die Gegensätze, die so schroff aufeinanderplayten, begraben. Die Küche ist doch gut?“

So lenkte Raoul de Mélandre auf ein anderes Gespräch über, ohne daß er seine eigene Meinung verraten hätte. Dachte er wie sein Vater, der gegen die Deutschen schon gekämpft hatte und dessen Empfinden entschuldigbar war? Oder war er ein Deutscher geworden, da er doch hatte sehen müssen, was deutsche Kultur geschaffen hatte?

Raoul de Mélandre hatte davon nichts erraten lassen.

V.

In der zweiten Nacht hatte Martha Rothenau die Vorhänge des Korridorfensters nur halb zugezogen, um immer das fahle Gesicht mit dem weißen Haar, um immer den toten Marquis Georges de Lorriand zu sehen, damit er nicht wieder unbemerkt aus dem Rahmen heraussteigen konnte.

Aber die Gedanken von Martha Rothenau weilten in dieser Nacht noch bei einem anderen Gespenste, das sie auf Lorriand wahrgenommen hatte.

Helene de Mélandre war nicht glücklich.

Sie hatte nichts verraten wollen, aber sie hatte doch mehr ahnen lassen, als sie gewünscht hatte. Wie sie auszuweichen versucht hatte, wie sie nur von einer Einsamkeit gesprochen hatte, die sich nach Martha gesehnt, das war eine deutliche Antwort gewesen.

Aber was war in Wirklichkeit die Ursache?

Nicht einmal hatte sie beobachten können, daß Raoul de Mélandre nicht von entgegenkommender Liebenswürdigkeit gewesen wäre; aber schon bei den ersten Begegnungen hatte sie trohdem zwischen den Gatten einen Schatten gefühlt — das Gespenst.

„Aber was ist das? Ein Gespenst?“

„Liebe er sie nicht?“

Aber er hatte sie doch aus Liebe geheiratet! War diese schon tot?

Oder was lag zwischen den beiden?

Martha Rothenau hatte empfunden, daß Helene de Mélandre ihr nichts antworten wollte; sie trug lieber das Leid in sich, ehe sie darüber etwas erzählt haben würde.

Nein! Eine glückliche, junge Frau war Helene de Mélandre nicht; das stand fest. Dieses Bewußtsein peinigte Martha, das Gespenst dieser Ehe verfolgte auch sie.

Das Gespenst des Schlosses, der Marquis mit dem Mantel, schaute indessen bewegungslos aus dem Rahmen heraus durch das Fenster in das Schlafzimmer von Martha Rothenau. Er sah nicht furchtsam und gespenstig aus. Das Bild konnte keinen Schaden bringen, was auch erzählt werden möchte.

Das andere Gespenst erschien Martha Rothenau gefährlicher.

Der nächste Tag kam.

Und an diesem Morgen nickte Martha Rothenau dem Marquis mit dem Mantel fast vertraulich zu.

Paul Renardier war an diesem Tage nicht auf Lorriand erschienen, womit Martha Rothenau nur zufrieden war; sie wußte keine bestimmte Ursache für ihre Abneigung gegen Renardier, aber sie hatte doch bei dem ersten Begegnen gegen ihn einen Widerwillen empfunden, als wüßte sie sich einem persönlichen Feinde gegenüber. Wie er dann später noch gesprochen hatte, wie in ihm ein Haß gegen Deutschland laut geworden war, das

hatte den ersten Eindruck in Martha Rothenau noch verstärkt.

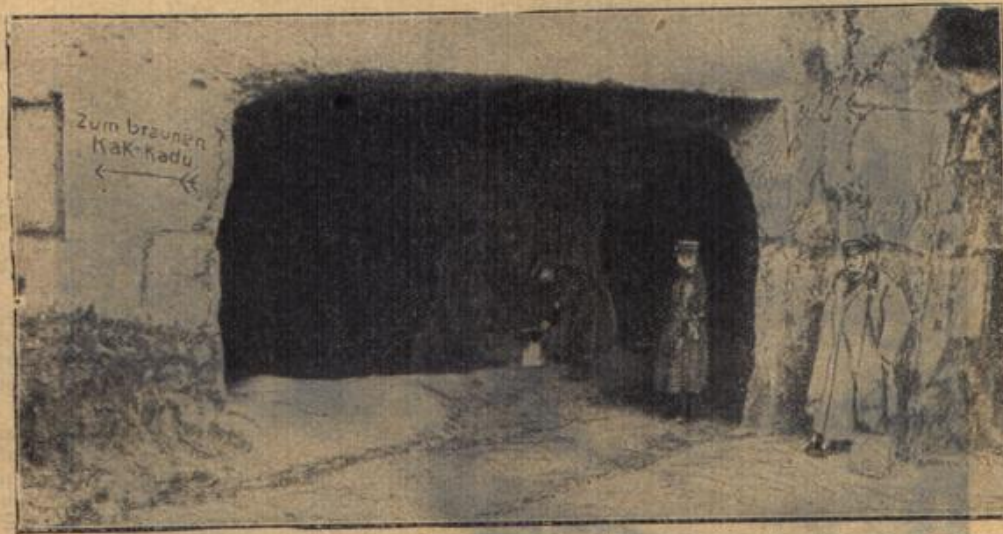
Der alte, gelähmte Mann, der in seiner Jugend für Frankreich gekämpft hatte, und jener Paul Renardier waren Feinde Deutschlands, Feinde der großen Heimat, die Martha Rothenau so sehr liebte.

Und Raoul de Mélandre?

Wer wußte eine Antwort darauf?

In diesem Tage hatte es Martha Rothenau wieder versucht, von jenen Ereignissen zu sprechen die in diesen Tagen die Spalten aller Zeitungen füllten.

(Fortf. folgt.)



Eine Felsenhöhle als Unterlunft deutscher Soldaten bei Daffens auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Das Mütterlein.

Von Henriette Brey.

(Mel.: „Am Brunnen vor dem Tore.“)

Im Dorf im kleinen Stübchen
Beim letzten Abendschein,
Weint um den Sohn, den toten,
Ein altes Mütterlein.

Als kaum der Krieg begonnen,
Traf ihn die Kugel schon,
Riß sterbend ihn zu Boden —
Es war ihr einz'ger Sohn!

Sie trocknet ihre Tränen:
Er starb fürs Vaterland,
Daß nicht die teure Heimat
Gerat' in Feindeshand.
O Vaterland, dir weih ich
Mein letztes Lebensglück,
Ob auch mein einz'ger Junge
Nehret nimmer mehr zurück.

Die kalten Winde wehen
Wohl um sein fernes Grab,
Doch Gottes ew'ge Sterne
Schaun treu auf ihn herab.
Ob auch mit seinem Scheiden
Mir jede Freude schwand:
Er starb, wie Helden sterben,
Für dich, lieb Vaterland!

In der Haupt- und Residenzstadt Bayerns, in dem hierfröhlichen München hatten sie sich kennen gelernt. Hans Rufatscher aus Innsbruck und Wilhelm Gantenbach aus Magdeburg. Beide studierten an der technischen Hochschule Chemie. Rufatschers Eltern, die schon vor Jahren gestorben waren, hatten in Innsbruck Wilten ein Handelsgeschäft betrieben, das nach deren Tod verkauft worden war. Ein alter Freund seines Vaters verwaltete für Hans, der nun ganz allein in der Welt stand, das kleine Vermögen, und bei ihm hatte der junge Student während des Mittelschulstudiums gewohnt, ohne freilich bei dem alten Junggesellen und seiner noch älteren Wirtschafterin eine Heimat zu finden.

Wilhelm Gantenbach, der Sohn eines Landesgerichtsrates, hatte ebenfalls weder Eltern noch Geschwister mehr und nur weitläufige Verwandte, zu denen er in kleinem näheren Verhältnis stand.

Die Gleichheit dieser Lebensschicksale brachte die beiden ernstveranlagten Studenten einander bald nahe, da sie überdies auch noch bei derselben Wirtin wohnten. Aus dem täglichen Verkehr wurde eine herzinnige Freundschaft, ein Verhältnis, das die sonnige Studentenzeit überdauern sollte, eine Freundschaft fürs Leben — bis zum Tod.

Wilhelm Gantenbach und Hans Rufatscher waren bald unzertrennlich. Sie blieben Finnen, das heißt sie traten keiner farbentragenden Verbindung bei, da ihren ersten Naturen diese Art studentischen Lebens nicht recht behagte, ohne aber daß sie über das feuchtfröhliche Couleurleben den Stab brachen oder es verdamnten. Sie studierten wacker, um einmal, wenn sie ins Leben traten, ihren Mann zu stellen, gönnten sich aber auch so manche Erholung. Das waren die Fahrten ins herrliche deutsche Alpenland, die Bergpartien in Bayern, Tirol und in der Schweiz. Dort verbrachten sie die Ferien und auf diesen gemeinsamen Berggängen schlossen sie sich zusammen, wie selten zwei Menschen.

Die einzige Trennung in all diesen Jahren waren jene Wochen, in denen die beiden, Hans Rufatscher in Österreich und Wilhelm Gantenbach in Deutschland ihre Waffenübungen machen mußten. Hans Rufatscher hatte als Einjähriger bei den Tiroler Kaiserjägern gedient, und war nun als Reserveoffizier zu einem böhmischen Regiment versetzt worden. Wilhelm Gantenbach hatte sein Einjähriges Jahr in der Heimatstadt Magdeburg gemacht und gehörte jetzt noch dem gleichen Regimente an.

Die Jahre der goldenen Jugendzeit gingen den beiden wie im Flug und plötzlich war die Abschiedsstunde da. Die Stunde, in der sie von München gehen mußten, und die Stunde, in der ein Lebensabschnitt hinter ihnen lag und ein neuer begann. Sie standen ihm nicht unvorbereitet gegenüber. Am gleichen Tage machten sie mit gleich glänzendem Erfolge die Schlußprüfung in München und verließen nach herzlichem Abschied von ihrer Wirtin, der sie in alle den Jahren treu geblieben waren, und etlichen Bekannten die schöne Marktstadt. Die Ferien verbrachten sie im sonnigen Südtirol, wo sie für heuer die Ampezzaner Dolomiten zu ihren Bergfahrten ausersehen hatten. Sie hatten lange ge-

(Nachdruck verboten)



Hinter der Front in der Champagne: Deutsche Wurstfabrik im Walde.

Die beiden Freunde hatten beschlossen, bei der Suche nach einer Stellung vor allem darauf zu achten, daß sie im gleichen Unternehmen, zum mindesten in der gleichen Stadt eine solche fänden. Würde es auch gelingen? Es wäre ein Zufall, und in beiden war eine bange Sorge, die der Gedanke an eine Trennung, die dann wohl eine Trennung fürs Leben wäre, heraufbeschworen hatte, erwacht. Gegenständig ließen sie sich dies freilich nicht merken. Die Fahrt in die Dolomiten sollte diese Sorge überflüssig machen.

In Cortina d'Ampezzo lernten einige Tage nach ihrer Ankunft die beiden Freunde den Geheimen Kommerzienrat Nolf von Wendler kennen, der mit Frau und zwei lieblichen Töchtern im gleichen Hotel zu längerem Sommeraufenthalt eingetroffen war.

Geheimrat von Wendler war der Generaldirektor einer der größten chemischen Fabriken Deutschlands, und diese Bekanntschaft faßten die beiden Freunde als einen Wink des Schicksals auf, und sie beschlossen bei sich bietender Gelegenheit den Geheimrat um seinen Rat bei der Gründung einer Existenz zu bitten.

Nolf von Wendler kam ihnen zuvor. Eines Abends saß er mit Hans Rufatscher und Wilhelm Gantenbach, nachdem sich die Damen bereits zur Ruhe begeben hatten, noch bei einem Glase funkelnden Tirolers, und dabei machte er ihnen den Vorschlag in seine Fabrik einzutreten. Der scharfe und feinsinnige Menschenkenner hatte schnell gesehen, daß er es mit zwei charaktervollen, strebsamen Menschen zu tun habe und solche Leute konnte er immer brauchen.

Die Freunde waren freudig überrascht und nahmen das Anerbieten mit herzlichem Danke an. Damit war ihre heimliche Sorge gewichen, und sie gaben sich mit umso größerer Freude diesen schönen, unvergeßlichen Ferienwochen hin. Gemeinsam mit der Familie Wendler machten sie tagtäglich größere und kleinere Ausflüge, und langsam keimte neben der herzinnigen Freundschaft zu einander im Herzen der Freunde noch ein anderes Gefühl, ohne dem ersten Abbruch zu tun. Gleich einer zarten, köstlichen Knospe sproßte die Liebe, die erste Liebe.

Wilhelm Gantenbach sah im Wachen und Träumen immer das liebliche Antlitz Irene von Wendlers vor sich, und Hans Rufatscher war für die ebenso anmutige Gerda entbrannt. Die seltsame Zeit im Ampezzo verging allzu schnell. Es kam der September, und nun mußte geschieden sein. Jedoch nur für kurze Zeit, denn schon am 1. November sollten die Freunde in der rheinischen Stadt ihren Dienst antreten. Die Verträge waren bereits unterzeichnet und die beiden Chemiker unter günstigen Bedingungen angestellt.

Hans Rufatscher und Wilhelm Gantenbach begleiteten Wendlers bis nach Innsbruck. Irene und Gerda hielten zwei prachtvolle Alpenblumensträuße in der Hand, die die Freunde kurz vorher eigenhändig gepflückt hatten.

Mit einem herzlichen Auf Wiedersehen in M. verabschiedete sich die geheimräthliche Familie, und so lange der Münchener Schnellzug zu sehen war, winkten die beiden dem Zuge nach. Im Oktober erwarben sich Wilhelm Gantenbach und Hans Rufatscher an der Universität in Zürich den Doktorhut und

Ein einzelner Soldat hebt und lenkt die Räder
und schreit fortwährend zur letzten Minute
und schreit fortwährend zur letzten Minute

und schreit fortwährend zur letzten Minute
und schreit fortwährend zur letzten Minute

Abgang

wurden zur selben Stunde promoviert. Dann reisten sie nach M.

Ein Jahr war seitdem vergangen. Ein kurzes Jahr und doch voll Bedeutung für die beiden Freunde, die nach wie vor unzertrennlich waren. Sie waren ständige Gäste des geheimrätlichen Hauses, eine Ehre, um die sie von den Kollegen sehr beneidet wurden, denn nur ein sehr kleiner Kreis von Beamten durfte sich dieses Vorzuges rühmen. Der Direktor des Laboratoriums hatte dem Generaldirektor bald mitteilen können, daß die Fabrik in den beiden jungen Chemie-Doktoren hervorragende Arbeitskräfte gewonnen habe, und wenig später gelang den beiden Freunden, die Hand in Hand arbeiteten, eine wichtige Erfindung, die sogleich in allen Staaten patentiert wurde und bald größeren Gewinn abwarf. Es war dies wiederum ein besonderer Glücksfall, denn nun erhielten die beiden Doktoren verantwortungsreichere Posten, und da sie überdies am Gewinne ihrer Erfindung beteiligt waren, stellte sich schon nach Jahresfrist ihr Einkommen auf eine Höhe, die nicht nur alle Erwartungen übertraf, sondern es auch den beiden gestattete dem Zuge ihres Herzens zu folgen und um die Töchter des Generaldirektors zu freien.

Beide wußten seit dem Sommer, daß ihre Gefühle Erwiderung fanden, und so traten sie zur selben Stunde vor ihren obersten Chef mit derselben Bitte.

Herr von Bendler hörte die beiden an, dann reichte er ihnen mit herzlichster Bewegung die Hand und sprach: „Meine lieben Freunde, meine Frau und ich haben diesen Tag kommen sehen, und wir haben — nichts dagegen getan. Lange genug hatte ich Gelegenheit, Sie kennen zu lernen und zu prüfen, und ruhig darf ich die Zukunft meiner geliebten Kinder Ihnen anvertrauen.“

Um Weihnachten fand die Verlobung statt. Es waren die schönsten Weihnachten, die Hans Rufatscher und Wilhelm Gantenbach je erlebt haben.

Da die Fabrik mit Aufträgen überhäuft und alle Kräfte bis aufs äußerste angespannt waren, konnten die beiden Chemiker erst im Sommer für einige Wochen abkommen, und dann sollte die Doppelhochzeit stattfinden.

Der Winter und der Fasching kamen, ein langer, lebhafter Fasching mit vielen Beignügungen, Bällen und Konzerten, und rastlos gaben sich die vier Brautleute diesen Freuden hin.

Wilhelm Gantenbach und Hans Rufatscher wohl zum erstenmal in dieser frohen, überschäumenden Weise. Das Glück hatte auch die beiden ernstesten Männer froh und beinahe übermütig gemacht.

Rastlos gingen die Tage. Den Bieren aber viel zu langsam. Der Frühling zog ins Land und — verweilte heuer viel länger als sonst, so schien es wenigstens vier glücklichen Menschenkindern, die den Sommer kaum erwarten konnten und deren Herzen dem Erdemonat entgegenjauchzten.

Dann kam er aber doch, der Sommer. Ein schöner und merkwürdiger Sommer. Kaum ein paar Tage waren sonnendurchglüht vorübergegangen, da trug der elektrische Funke in die ganze weite Welt die Nachricht vom schaurigen Fürstenmord in Sarajewo. Die Herzen aller gestitteten Menschen schlugen in heißer Anteilnahme für den greisen Monarchen auf Österreichs Thron, dem ruchlose Mörderhände einen neuen Schlag versetzten und ihm den Neffen und Thronfolger mit seiner Gemahlin raubten.

Es folgten stille Wochen. Eine drückende Stille lag über den Ländern. Es war die Stille vor dem Sturm, der den Erdball erzittern machen sollte.

Sie merkten aber nichts von diesem Unheimlichen, das in der Luft lag, die vier jungen, frohen, glücklichen Menschen, die am 15. Juli den Bund fürs Leben schlossen.

Zur selben Stunde wurden Wilhelm Gantenbach und Irene von Bendler und Hans Rufatscher und Gerda von Bendler Mann und Weib. Noch einmal schlossen der Geheimrat und seine Gattin ihre Kinder ans Herz, dann trat die Liebe zu den Eltern vor der zum Manne zurück.

Am Nachmittag führen die beiden Paare an... wochen wollten sie nirgends anders verbrüten, als in dem herrlichen Ampazzotal, wo sie sich kennen gelernt hatten.

Ungezählt und ungemessen rannen ihnen die Stunden in dem sonnigen Dolomitenland. Was kümmernten sie sich in ihrem Glück darum, was in der Welt vorging. Sie lasen keine Zeitung und verkehrten mit keinem anderen Menschen. So traf sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kunde, daß Österreich an Serbien den Krieg erklärte. Sie hatten von der letzten beschrifteten Forderung nichts gewußt und nichts von all den Geschehnissen, die der Kriegserklärung unmittelbar vorangegangen waren. Österreich mobilisierte acht Korps. Hans Rufatschers war nicht dabei. Gerda atmete auf. Aber dann kam eine Depesche vom Geheimrat mit den kurzen Worten: „Kommt sofort heim.“

Zäh und lange vor der Zeit fanden die schönen, unvergeßlichen Tage der Fliederwochen ihr Ende. Die beiden jungen Frauen forschten angstvoll in den Mienen ihrer Gatten. Die beiden Freunde waren ernst gestimmt, als ahnten sie das Kommende, aber liebevoll trösteten sie ihr Liebste.

„Es wird nicht so schlimm, die Diplomaten werden die Sache schon wieder einrenken,“ meinte Wilhelm Gantenbach.

In den letzten Julitagen führen sie heim. Mit ihnen zahllose Sommergäste aus allen Tälern und Orten Tirols. Es war wie eine Flucht. Die Hotels und Pensionen leerten sich zur schönsten Zeit inmitten der Hochsaison beängstigend schnell. Tirol und Vorarlberg waren sonst noch ruhig, beide nicht von der Teilmobilisierung betroffen, aber die ungeheure Spannung, die die Bevölkerung ergriffen hatte, kam auf allen Bahnhöfen, im Zuge selbst gar deutlich zum Ausdruck.

Als sie nach Bayern kamen kamen dasselbe Bild. Rufe: „Hoch Österreich“ und aufgeregte Menschen überall, die sich in den Straßen, auf Plätzen und in den Bahnhöfen drängten und die neuesten Depeschen mit Ungeduld erwarteten.

In Lindau kaufte sich Hans Rufatscher eine Zeitung, und das erste was er las, war die Mitteilung, daß die deutsche Regierung angesichts der russischen Mobilisierungen auch an der deutschen Grenze an die russische Regierung eine Anfrage stellte. Einen Augenblick lang sahen sich die beiden Freunde an. In diesem Blicke lagen die Worte: „Es wird ernst. Diese Anfrage ist der Vorläufer des Ultimatus und dieses der des Krieges.“

„Deutschland hält Österreich die Ribeltungstreue zu jeder Stunde. Entweder — Oder, es gibt kein Zurück. Sie wollen uns überfallen, wir werden uns wehren...“

Der Geheimrat empfing sie am Bahnhof. Auch er war tief-ernst gestimmt. Fest drückte er seinen Schwiegersöhnen die Hand, und als er seine Töchter umarmte und küßte sprach er bewegt: „Meine Lieben, es können schwere Zeiten über unser geliebtes Vaterland hereinbrechen, seid stark, komme, was kommen mag.“

Am anderen Tage schon kam die Entscheidung. Der Kriegszustand im Deutschen Reich wurde erklärt. Die Würfel waren gefallen, die ungeheure Spannung wich. Lobende Begeisterung schlug auf. Die Kaiserworte: „Sie sollen sehen, was es heißt Deutschland anzugreifen“ flogen durch das große Reich und ließen alle Herzen höher schlagen. In allen Städten strömten Hunderte, Tausende, Hunderttausende durch die Straßen, kein Mensch blieb zu Hause und von tausend und abertausend Nehlen erschallten die „Wacht am Rhein“ und „Deutschland, Deutschland über alles.“

Wie ein Mann stand Deutschland und Österreich Schulter an Schulter gegen eine Welt von Feinden.

Am 2. August gegen Abend rückte Wilhelm Gantenbach zu seinem Regimente ein, und fast zur gleichen Stunde fuhr Hans Rufatscher über Dresden nach Prag, um sich seinem Kaiser zu stellen.

Noch einmal hielten die beiden Freunde ihre jungen Frauen am Herzen, noch einmal drückten sie sich die Hand, dann war die Stunde des Abschieds gekommen.

„Zum Siege oder Tod.“



Deutsche Soldatengräber in Belgien.

„Auf Wiedersehen, auf baldiges, fröhliches, gelundes Wiedersehen“ riefen sie und winkten und dann fuhren die Büge nach entgegengesetzten Richtungen unter dem endlosen Jubel und Zauchzen der auf den Bahnhöfen versammelten Menge aus der Halle.

Wochen vergingen, und fast jeder neue Tag brachte eine neue Kriegserklärung. Die ganze Welt in Flammen, der große Brand war ausgebrochen, und niemand da, der ihn mehr zu löschen vermochte. Herrliche Erfolge errangen die deutschen und österreichischen Waffen gleich zu Beginn des gewaltigen Völkerringens. Die Erstürmung von Lüttich war eine Waffentat, wie sie die Geschichte nicht kennt, bei Metz und Mülhausen wurden die Franzosen von den Deutschen und bei Krasnit die Russen von den Österreichern geschlagen. Sieg um Sieg. Heller Jubel klang durch die beiden befreundeten Reiche, und laut übertönte er den Schmerz und die Trauer, denn die großen Erfolge wurden nicht ohne große Opfer ertauft. Mancher Brave starb fürs Vaterland und ruhte für immer in fremder Erde.

Jeden Tag warteten Irene und Gerda mit Sehnsucht auf den Briefträger, und fast jeden Tag kam, das eine Mal von Wilhelm das andere Mal von Hans eine Feldpostkarte oder gar ein Brief. Hans stand schon in Galizien und Wilhelm an der französisch-belgischen Grenze. Sie sandten innigste Grüße und Küsse und waren freudigster und zuverlässigster Stimmung.

Dann blieben die Nachrichten längere Zeit aus, große Schlachten waren im Gange.

Ein goldener Spätsommertag ging zur Rüste, da brachte der Postbote dem Geheimrat von Bendler eine Depesche. Er öffnete sie und las und plötzlich zog eine sahle Blässe über sein Gesicht. Die Hand mit dem unheilvollen Papier sank auf die Platte des Tisches und starr sah der Geheimrat vor sich hin.

„Mein armes, armes Kind.“

„Im Kampfe um Longwy am 23. August starb als einer der ersten den Heldentod fürs Vaterland Leutnant v. R. Dr. Wilhelm Gantenbach. Tollkühn stürmte er seinem Zuge voran, er war fürs Eisene Kreuz vorgeschlagen. Das Regiment wird seinen Namen in Ehren haben.“

So lautete die Depesche. Als Irene das Furchtbare erfuhr, da blieben ihre Augen trocken. Aufrecht, wie zu Stein erstarrt, kein Tropfen Blut im Gesicht stand sie, und in ihre Augen trat ein starrer Glanz. Dann auf einmal griff sie mit beiden Händen in die Luft und wäre gefallen, wenn ihr Vater sie nicht aufgefangen hätte. Dann standen der Geheimrat, seine Frau und Gerda am Lager des jungen Weibes, das sich in namenlosen Schmerzen unter dem furchtbaren Schicksalschlage wand.

Und am anderen Tage kam eine zweite Depesche an den Geheimrat und sie meldete, daß am 23. August am ersten Tag der Schlacht bei Krasnit der Reservelieutenant Dr. Hans Rufatscher auf dem Felde der Ehre, als ein leuchtendes Beispiel für Kameraden und Mannschaft gefallen sei.

Zur selben Stunde.

„Ich hab es gewußt,“ murmelte Gerda tonlos „als ich von Wilhelms Tode erfuhr.“

Zu Ende. Der kurze Liebestraum war vorbei. Zwei junge Witwen hatten dem Vaterland ein übermenschliches Opfer gebracht.

Zur selben Stunde hatten Wilhelm Gantenbach und Hans Rufatscher für die Größe und Freiheit ihrer Heimat ihr junges Leben freudig hingegeben. Zwei junge Helden ruhten im Feindesland.



Türkische Infanterie vor dem Ausbruch im Caucasus.

Ein einz'ger Vogel hebt und lenkt die Flügel Und schwebt fernhin zur tiefen Abendsonne. Vor dem Marienbild am Heidenwege — Durch den die Furchen ziehen — kniet ein Mädchen, Legt Blumen hin und faltet still die Hände.

Das steinerne, auf Holz gestellte Bildnis Vermag die kleine Seele nicht zu bannen: Was in der Heide lebt, nimmt sie gefangen: Die Sonne rafft den roten Saum zusammen, Sie grüßt den Abend noch, und dann enteilt sie.

Nur der goldgelbe Nachtrapp weist noch, Und ein verspätet Sonnenreiterlein Sigt oben in dem Haupthaar der Madonne. Da greift das Kind die schönste Blüte, springt Und wirft sie hoch dem letzten Leuchten nach.

ELLA Schmidt.

Unsere Bilder.

Eine Wohnhütten-Anlage vom westlichen Kriegsschauplatz. Die halbüber-, halb-unterirdische „Willekolonie“ erstreckt sich im Schutze einer von Weiden bestehenden Anhöhe, und die einzelnen Behausungen erscheinen so dauerhaft und festgefügt, daß man hinter ihren Wänden die Insassen in der Tat recht wohlgeborgen glauben darf. Es ist natürlich alles eigene Arbeit der Soldaten selbst, die sich ja im Ausbau solcher wohllicher Höhlenstädte eine außerordentliche Geschicklichkeit angeeignet haben. Die Haupträume der Wohnungen sind in den Berg hineingehöhlt und nach außen durch solide Holzwände abgeschlossen, die regelrechte Türen und Fenster aufweisen. Das nötige Holzmaterial lieferten nahe Waldungen, einige Baumstämme liegen noch zu späterer Verwendung bereit. Auch im Innern werden die Räume mit der Behaglichkeit ausgestattet sein, die sich unsere Feldgrauen selbst mit primitivsten Mitteln zu schaffen wissen.

Hinter der Front in der Champagne: Deutsche Wurstfabrik im Walde. Dieses Bild führt uns in die Gegend hinter der deutschen Kampffront in der Champagne. In dem kleinen Wäldchen schaukeln sich ganz wie im Schlafraffenland des Märchens leckere Würste lustig im Winde; auf den Bäumen freilich sind sie nicht gewachsen, sondern sie entstammen dem erfrischlichen Wirken des Feldschlächters, und man hat sie in stattlicher Fülle an einer Anzahl von Stangen sorgsam aneinander gereiht, eine wahre Augenweide und ein Labsal für den hungrigen Soldatenmagen! Im Vordergrund sieht man ein Feldküchenfahrzeug mit brodelndem Kessel in vollem Betrieb.

Deutsche Soldatengräber in Belgien. Eine Reihe deutscher Soldatengräber auf dem großen Friedhofe in Brüssel, woselbst auch eine große Anzahl Gefallener der anderen kriegsbeteiligten Nationen liegen.

Sprüche.

Zu stehn in frommer Eltern Pflage, Welch schöner Segen für ein Kind! Ihm sind gebahnt des Lebens Wege, Die vielen schwer zu finden sind.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt, Schließt sich der eine dir zu, tut sich der andere dir auf. Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend, Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.

Sprüche.

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens, sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußeren Betragens.

Erwartetes Glück verliert durchs Warten, Wenn's endlich kommt, an Schimmer und Glanz.
Wird's aber unverhofft beschert uns,
Dann ist das Glück erst voll und ganz.

Bei den Türken. Der Vormarsch zu den Kriegsschauplätzen, auf denen unsere türkischen Waffengenossen kämpfen, nament-

selbst, die Leuchtende, sinkt im Westen ins Meer. Daraus machte der griechische Mythos einen einmaligen Fall, um die Entstehung des Bernsteins zu erklären. Allgemein galt Bernstein im Altertum als eine phönizische Kostbarkeit, d. h. als eine solche, welche ausschließlich von den Phöniziern beschafft wurde. Diese holten ihn aber nicht an seinen Ursprungsstellen, sondern an den mittelländischen Hafenorten, wohin er auf heute gleichfalls noch erkennbaren Wegen zu Lande gelangte. Auf der uralten Rheinstraße, welche, um die östliche Krümmung des Stromes zu vermeiden, das Saargebiet durchschnit, gelangte der Bernstein zuerst über die Alpen zu den Etruskern und phönizischen Missapiron. Schon anfangs des 5. Jahrhunderts v. Chr. mündete eine

prüft. Da der Student die ersten Fragen nicht beantworten konnte, so fragte der Examinator, um ihm die Antwort etwas zu erleichtern, welches denn nach seiner Ansicht der gefährlichste Bruch sei: „Ei, wenn man den Hals bricht!“ versetzte der Kandidat. „Das haben Sie eben getan!“ sagte der Professor lächelnd und ließ ihn durchfallen.

Der kleine Hans (zum Onkel): „Ach, der Papa hat's gut im Schützengraben!“ — Onkel (erstaunt): „Gut?! Wieso denn, Hänschen?“ — „Er wäscht sich bloß alle drei Wochen einmal!“

Vielsagende Frage. Vater: Hast du den Wirt schon bezahlt, für welchen ich dir 50 Mark schicke? — Sohn: — Welchen meinst du denn?“



Marchkolonne syrischer Truppen in der Wüste.

lich die Bewältigung der ungeheuren Wegstrecke bis zum Suezkanal, stellt, wie man weiß, ganz außerordentliche Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Truppen und des sie begleitenden Troffes. Lange wasserarme Wüstenstrecken sind zu durchqueren, und an anderen Stellen türmen sich mächtige Bergketten auf, über die nur ganz wenige gangbare Straßen führen. So erblicken wir z. B. auf einem unserer Bilder ein türkisches Truppenlager angelehnt an den schneebedeckten Gipfel des Taurusgebirges im Süden von Kleinasien, und ein anderes zeigt uns eine Kolonne marschierender Truppen.

Bernsteinhandel der Alten. Neben dem Zinn war der Bernstein eines der vortrefflichsten Rohmittel des Völkerverkehrs in alten Zeiten. „Im nordwestlichen Ozean, vom Meere ausgeworfen“, mehr wußten die Griechen nichts von dem wunderbaren Fossil. Wie kristallisierte Sonnenstrahlen erschien es ihnen, sie nannten es „Elektron“, das ist Sonnenstein! Täglich wandelt die Sonne nach Westen, wie ein Strom ergießt sie ihr Licht; der Strom heißt „Arctanos“ der vom Morgen stammende. Die Sonne

zweite, vielleicht noch wichtigere Straße aus dem deutschen Osten über die Karpathen und durch das Waagtal in Pannonien kommend, bis Atria ins Adriatische Meer, in welches auch die Bernstein-Inseln, Elekrides, versetzt wurden, wahrscheinlich weil man an jenen Küsten starken Handel mit dem zu Lande gekommenen Bernstein trieb. Eine dritte Straße endlich ging durch die Skythenländer zu den griechischen Kolonien am Panteuz, namentlich nach Olbia. Doch kam der ostpreussische Bernstein viel später, nicht früher als im 1. Jahrhundert n. Chr. in den Handel. Die älteste Bezugsquelle ist die Nordseeküste, die Gegend der Mündung des Rheins. Dieser rheinische Bernstein war es, welcher zumeist seinen Weg nach Marseille fand. Die Rivalität der Massalioten, welche nicht so viel Bernstein empfangen, als sie auszuführen wünschten, war es wohl, die durch direktes Aufsuchen der Heimat des köstlichen Harzes zur See sich den Vorteil zu sichern bestrebt waren.

Aus dem medizinischen Examen. Ein Kandidat wurde wider sein Erwarten von dem examinierenden Professor der Chirurgie in dem Kapitel der Knochenbrüche ge-

Rätsel.

Der Räuber ist
Voll arger List.
Ist er auch kleiner
Als mancher Held,
An scharfem Blicke,
Blutgier'ger Lüge,
Erreicht ihn keiner.
Er springt dem Wandrer auf den Nacken,
Um ihn mit scharfem Griff zu packen,
Und rettungslos manch Opfer ihm verfällt.
Doch wenn er, (wie es früher gern
Gesah bei hochgelahrten Herrn),
Den deutschen Namen sich latinisiert,
Dann wird durch ihn manch Weib verführt,
Dann richtet er viel größern Schaden an
Und würgt nicht Weiber nur, nein, auch
den Mann.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Laubfrosch.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur:
L. Kellen, Bredenez (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess. u. (Ruhr).